

Meine Päpste

Kleine römische Ikonographie

■ PETER PAUL KASPAR



Peter Paul Kaspar,
Akademiker- und Künst-
lerseelsorger in Linz,
Musiker und Buchautor,
lehrte an der Anton
Bruckner Universität Linz.

Pius XII. (1939–1958): Heiliger Ernst

Er war der Papst meiner Kindheit. Meine älteste Erinnerung ist paradoxerweise älter als ich: Meine Eltern erzählten mir einmal von einem Papstbild, auf dessen Rückseite ein Bild Adolf Hitlers angebracht war. Man konnte es also kurzerhand umdrehen, je nach Bedarf. Der Hintergrund war folgender: Meine Familie hatte guten Grund sich vor den Nazis und der Gestapo zu fürchten. Der Vater meiner Mutter war als ein prominenter Christlichsozialer ins Gefängnis und der Bruder meines Vaters nach der legendären Demonstration am Stephansplatz ins KZ gekommen. Meine Eltern hatten schnell am letzten Tag vor der Einführung der verpflichtenden standesamtlichen Trauung heimlich in der Sakristei des Stiftes Heiligenkreuz geheiratet. Mit einem Hausbesuch der Gestapo war jederzeit zu rechnen. Daher gab es daheim das Papstbild mit rückseitigem Führerportrait.

Die Papstbilder, die ich ein paar Jahre später zu Gesicht bekam, hatten eine ähnlich statische Feierlichkeit wie die Führerbilder. Adolf mit gerecktem Arm – Pius mit segnender Hand. Als ich nach dem Krieg die feierlich stilisierten Papstbilder zu sehen bekam, war Hitler bereits Geschichte. Das Dritte Reich war eine fast verheimlichte und verschämt verschwiegene Epoche, von der ich in der Schule überhaupt nichts hörte, jedoch beim sonntäglichen Kaffeepausch reichlich Nachricht bekam. Da kam nämlich Onkel Hermann – der KZ-Freund des toten Onkels – auf Besuch und erzählte vom Konzentrationslager, vom katholischen Widerstand, von Kardinal Innitzer und von Papst Pius XII., dessen Autorität damals noch nicht von den Vorwürfen kritischer

Historiker beschädigt war, er habe zu wenig gegen Hitler und die Nazis protestiert.

Der Papst, den ich als Knabenseminarist in Hollabrunn in Fotos und manchmal in kurzen Filmberichten zu sehen bekam, war offensichtlich stets betend und segnend unterwegs. Man sah ihn immer mit gefalteten oder segnenden Händen, manchmal auch mit beschwörend zum Himmel erhobenen Armen – groß, schlank, erhaben und geradezu entrückt segnend und betend. Er erschien so ernst, abgehoben und heilig, dass man sich kaum vorstellen konnte, er habe jemals gelacht. Als „Heiliger Vater“ – also sozusagen bei Lebzeiten heilig gesprochen – schien dem frommen Knaben, der ich damals war, der Papst als ein alles Weltlichen entrückter Mann Gottes. Die eher lustige Welt der Bubenkumpanei im Knabenseminar Hollabrunn stand ja auch im strengen Kontrast zur Ernsthaftigkeit der täglichen Messen und Andachten, des nächtlichen Schweigegebotes und der Religion überhaupt. In meiner Erinnerung blieb Pius XII. als Ikone des obersten Kirchenmannes, der Gott so nahe war, dass er niemals lachte. Man hätte sich ja auch Gott nicht gut lachend vorstellen können.

Johannes XXIII. (1958–1963): Humor statt Herrschaft

Ein Kulturwechsel in der päpstlichen Ikonographie: Der neue Papst lachte oft und gern, gab Witze und lustige Aussprüche von sich – kurzum: er benahm sich wenig ehrwürdig und unbekümmert um die feierliche Ernsthaftigkeit seines Vorgängers. Schon nach kurzer Zeit umrundeten zahlreiche Papstanekdoten den katholischen Erdkreis. Seine äußere Erscheinungsform stand ebenfalls in schroffem Kontrast zu dem großen und schlanken Pius XII., der

durch zwei Jahrzehnte Kirche und Papstamt geprägt hatte. Johannes XXIII. war von beleibter und gedrungener Figur wie seine bäuerlichen Verwandten. Und er machte auch gerne Witze über seine sakral wenig kompatible Gestalt. Der schroffe Übergang vom stets ernsten und gemessen formulierenden Asketen zum lebensfrohen Meister des spontanen Ausspruchs verblüffte den frommen Knaben, der ich damals war. War das nun – wie schon vor Jahrhunderten gehabt – ein unwürdiger Papst, ein Zufallsprodukt eines ratlosen Konklaves, auf dessen baldiges Ableben zu hoffen war? (Diese Meinung wurde unter verstörten Traditionalisten schon damals laut.)

Nach kurzem Zögern und auch nach ersten Bildern, die das damals neue Fernsehen vermittelte, war meine Sympathie schnell gewonnen. Endlich ein menschlicher, ein spontaner, ein humorvoller Papst. Einer der – wie man bei uns sagte – nicht in den Keller lachen ging. Wenngleich strenge Zeitgenossen eben das für bedenklich halten mussten. Besonders die heimlichen Regenten des Vatikans: die Bischöfe, Prälaten und Kardinäle der römischen Kurie. Diese Bedenken steigerten sich zum harten Verdacht, als der Papst völlig unerwartet vor den verblüfften Kurialen ein Ökumenisches Konzil ankündigte. Einer der Überraschten soll ja damals in sein Tagebuch geschrieben haben, der Papst sei vorübergehend geistesgestört. Trotzdem durfte man ohne allzu große Sorgen einem jahrelang vorzubereitenden Konzil entgegensehen: Die Chancen, das Konzil auch selbst zu erleben, standen für den greisen Papst nicht allzu günstig. Tatsächlich verstarb er nach der ersten Sitzungsperiode, bevor auch nur ein einziges Dokument fertig beraten und beschlossen war.

Er war auch gar kein Reformier – als der er vielfach heute gesehen wird. Er hatte nur die Bischöfe aufgerufen, die Reform zu beraten und zu beschließen. Er war offensichtlich nicht der Meinung, er müsse selbst die Reform befehlen. Er hielt die Bischöfe für klug und gebildet genug, dass er es ihnen zutrauen konnte. Und sie taten es. Und so wurde er – nicht durch ein geändertes Kirchenrecht, sondern durch seine Ausstrah-

lung und durch nur wenige wichtige Impulse – zum vielleicht folgenreichsten Papst des Jahrhunderts. Seine Kritiker meinen heute: zum verhängnisvollsten Papst, einer der diversen Unfälle in der Papstgeschichte. Für mich war er der Jahrhundertpapst: Er prägte meine Studienzeit, verhinderte, dass ich ein weihe- und salbungsvoller Zelebrant wurde, und er erlaubte mir, ein schmunzelnder und lachender Zeitgenosse – sogar inmitten der gegenwärtigen Kirchentroubles – zu sein. Manchmal frage ich mich, ob ich unter einem anderen Papst wirklich Priester geworden wäre. Und ich wundere mich nicht mehr, dass mein Beruf – wenigstens in Europa – nahe am Aussterben ist.

Paul VI. (1963–1978): 1968 und die Folgen

Ihn habe ich nun tatsächlich in meiner Zeit als junger Seelsorger erlebt. Im ersten Drittel seines fünfzehnjährigen Pontifikates war er noch unumstritten: Er hatte das Konzil ohne besonderen Widerstand der konservativen Fraktion tatsächlich fortgesetzt und erfolgreich zu Ende geführt. Doch verwandelte 1968 ein hierarchischer Paukenschlag die optimistische Szene nach dem Konzil innerhalb weniger Wochen in ein hochbrisantes Konfliktfeld: Eine Enzyklika zu Fragen der christlichen Ehe beendete die postkonziliare Idylle. Denn der Papst war nicht dem Votum der Mehrheit einer von ihm selbst bestellten Kommission gefolgt. Vielmehr hatte sich die Minderheit, darunter sein späterer Nachfolger Kardinal Wojtyła, bei ihm Gehör verschafft: Das Verbot künstlicher Mittel zur Empfängnisverhütung machte aus einem beachtlichen Dokument über Fragen der christlichen Ehe die berüchtigte „Pillenenzyklika“. Es waren nur wenige Sätze, die den Rest der Enzyklika völlig verdrängten. Nach einer langen Periode kaum umstrittener päpstlicher Amtsführung kam plötzlich die Kirche in Turbulenzen, die bis heute nicht enden sollten. Das kurze Dezennium des Aufbruchs, der Reformen und der Hochstimmung rund um das Konzil war vorüber.

■ Johannes XXIII.:
Manchmal frage ich mich, ob ich unter einem anderen Papst wirklich Priester geworden wäre.

■ Paul VI.:
Wenn man
das Papstamt in
all seinen
Vollmachten
ausschöpft,
dann kann es –
wenigstens
auf die Dauer –
nur misslingen.

Der Rest ist – wenigstens in meiner Erinnerung – eher traurig. Eine depressive Stimmung dürfte den Papst für die restlichen zehn Jahre seiner Amtszeit nicht mehr verlassen haben. Wir kecken jungen Kapläne konnten ganz einfach wenig damit anfangen, dass er etwa in einer Ansprache erzählte, er spüre nächtens die Dornenkrone Christ, fühle sich niedergedrückt und leide wegen des Zustands der Kirche. Wir vermissten die Fröhlichkeit seines Vorgängers – aber auch die Tatkraft seines Nachfolgers. Vielfach wurde er als Zauderer beschrieben, als „Hamlet auf dem Stuhl Petri“. Eine in dieser Phase des Stimmungsumschwunges veröffentlichte Enzyklika, die den damals bereits heftig umstrittenen Zölibat bekräftigte, läutete einen dramatischen Rückgang beim Priesternachwuchs ein. Es war das auch in der globalen Kultur und in der Politik bedeutsame Jahr 1968, mit dem die Konzilsepoche rasch zu Ende ging: Ein Fünftel der Priester quittierte in den folgenden Jahren den Dienst, vorwiegend um eine Ehe einzugehen, neben der Empfängnisverhütung wurde die Sexualmoral zum Streitfall – und überhaupt kamen Autoritäten und Doktrinen zunehmend in Verruf.

Bei ihm gewann ich den Eindruck, dass das Papstamt so beschaffen wäre, dass man – wenigstens in aufgeklärten Zeiten – daran scheitern müsse. Vielleicht kann man die Unmöglichkeiten dieses Amtes durch Humor (wie Johannes XXII.) oder Ausstrahlung (wie Johannes Paul II.) überspielen. Doch wenn man das Amt in all seinen Vollmachten ausschöpft, dann kann es – wenigstens auf die Dauer – nur misslingen. Das Scheitern dieses hochgebildeten und durchaus menschlichen Papstes an seinem Amt ließ erkennen, dass wir Menschen mit unseren Kompetenzen und Vollmachten doch besser am Boden bleiben sollten: Stellvertreter Christi, oberster Lehrer, Priester und Hirte, unfehlbarer Sprecher Gottes – das ist eine Überforderung. Aus einem byzantinischen Hierarchen sollte endlich ein *servus servorum Dei* (Diener der Diener Gottes) werden. Das Mitleid mit diesem recht traurig wirkenden Papst spürte ich bei einem meiner Rombesuche: Er saß beim

Einzug in den Petersdom wie ein römischer Imperator auf der *Sedia gestatoria* (einem hochgehobenen Tragsessel), mit einem prächtigen purpurroten Umhang über dem weißen Talar. Durchaus eindrucksvoll, aber – wie mir schien – ziemlich unglücklich.

Johannes Paul I. (1978): Heiteres Intermezzo

Als nach einem wenig fröhlichen Pontifikat wieder ein lachender Papst die Loggia von St. Peter betrat, atmeten viele Katholiken auf. Die Zeit der Depression schien zu Ende. Auch eilte ihm der Ruf voraus, für Reformen aufgeschlossen zu sein. Doch das Aufatmen währte nur wenige Wochen. Als man den nächtens unerwartet verstorbenen Papst auffand, kam nach kurzer Schrecksekunde die Information, er habe schon länger wegen eines Herzleidens Medikamente nehmen müssen. Die Entscheidung der Kurie, die Todesursache nicht medizinisch feststellen zu lassen, führte zu den bis heute nicht verstummten Gerüchten von seiner Ermordung. Nicht ganz unüblich in der Papstgeschichte – doch ohne wirklich plausible Mordmotive. Er hätte ein Reformpapst werden können. Es war ein kurzes Aufflammen einer schon lange vermissten Heiterkeit und führte zu einer neuen Papstwahl wenige Wochen später.

Johannes Paul II. (1978–2005): Mit Charisma in die Krise

Und das war nun tatsächlich ein fröhlicher Papst, ein Mann mit Charisma und Ausstrahlung – und mit einem politischen Sendungsbewusstsein. Der erste Nichtitaliener nach Jahrhunderten. Und noch dazu aus einem kommunistischen Land. Der Sturz des Ostblockkommunismus, der unter anderem auch ihm zugeschrieben wird, hat Europa verändert. So gesehen war er einer der erfolgreichsten Päpste und die begeisterte Zustimmung der Menschen kann man gut verstehen. Dass mein damaliger Vorgesetzter – Kardinal König – einer der Papstmacher gewesen sein soll, vielleicht sogar der wichtigste, begeisterte mich. Dass er aber ihm, seinen Förderer – ohne ihn,

wie zugesagt, vorher zu konsultieren – den unseligen Hans Hermann Groer nachfolgen ließ, entsetzte mich. Anfänglich hatten wir in ihm einen gemäßigt fortschrittlichen und den nötigen Reformen wenigstens nicht ganz abgeneigten Papst erwartet. Doch mit der Absetzung des Tübinger Theologen Hans Küng begann eine lange Kette von Enttäuschungen:

Die für mich nachhaltigste Enttäuschung war die geradezu systematische Bekämpfung der Theologie der Befreiung. Sie wird verständlich aus der Abneigung eines Polen gegen alles, was nur irgendwie links oder marxistisch schien. Doch den Ostblockkommunismus mit der sozialkritisch und sozialreformerisch ambitionierten Befreiungstheologie in einen Topf zu werfen, schien mir ungerecht und undifferenziert. In der Zeit der Heiratswelle unter uns jungen Priestern verfügte er, die Dispenspraxis drastisch zu verschärfen. Das verschloss den verheirateten Priestern den Dienst innerhalb der Kirche – etwa als Religionslehrer.

Zwar war ich an der Vorbereitung des ersten Papstbesuches in Wien beteiligt, doch fuhr ich nicht hin. Meine Enttäuschung war zu groß. Doch dann habe ich diesen Papst doch noch einmal erlebt: Sein Besuch im Konzentrationslager Mauthausen (wohin mich familiäre Gründe zogen) und seine klaren Worte bei diesem und ähnlichen Anlässen, wogen manche Enttäuschungen auf. Und seiner Ausstrahlung bei den großen Auftritten und der Begeisterung, mit der ein ganzes Fußballstadion anstecken konnte, wollte ich mich auch gar nicht entziehen. Sein langsames und langes Leiden und Sterben in der neuen massenmedialen Öffentlichkeit erlebte ich ambivalent zwischen aufdringlichen Indiskretion der Medien und Respekt vor einem trotz allem bedeutsamen und geschichtswirksamen Papst. Vielleicht war er dank seines Charismas der letzte Papst, der seinen autoritären Kurs einigermaßen erfolgreich halten konnte.

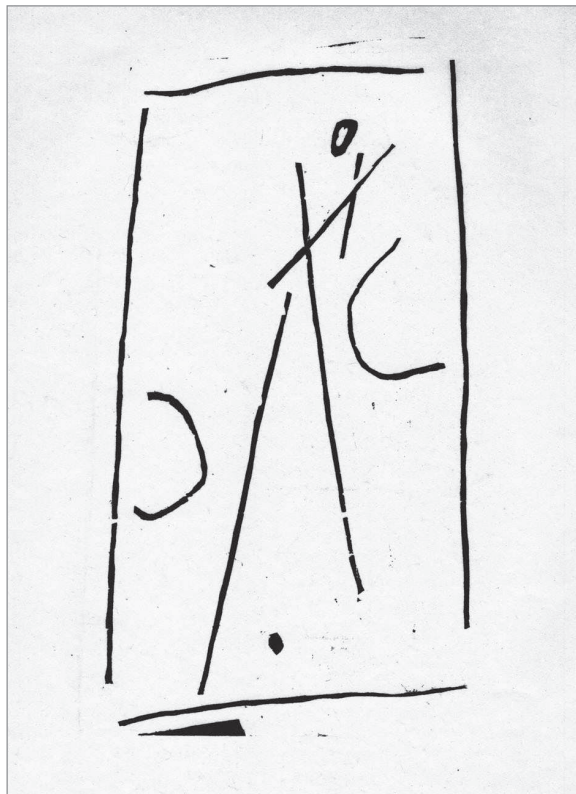
Benedikt XVI. (seit 2005): Stagnation auf hohem Niveau

Das gelingt nun seinem gelehrten und introvertierten Nachfolger immer weniger. Be-

nedikt hat gleich in den ersten Jahren seines Pontifikates Konflikte mit den wichtigen Konfessionen und Religionen losgetreten. Andererseits wurden exkommunizierte fundamentalistische und antisemitische Bischöfe wieder in die Kirche aufgenommen. Man merkt, dass der Papst große Sympathien für jene Gruppen hegt, die hinter dem Konzil zurückgeblieben sind.

Das ist natürlich für einen Priester wie mich, der während des Konzils ausgebildet wurde und den damaligen Wandel mit großer Zustimmung erlebt hat, nicht leicht zu akzeptieren. Und so frage ich manchmal, ob ich unter den heutigen Bedingungen ebenso begeistert und entschlossen Priester würde, wie ich es damals tat und erfreulicherweise auch nie bereuen musste. Dass der Papst unlängst in einem Schreiben den heilig gesprochenen Pfarrer von Ars als Vorbild hinstellt, irritierte mich mächtig. Denn dieser war – bei allem Respekt vor seinem Leben – so ziemlich das Gegenbild dessen, was ich werden wollte und wohl auch geworden bin. Als aufmüpfiger (wie man vor dreißig Jahren sagte) Seelsorger habe ich ohnehin lernen müssen, den eigenen Weg zu finden. ■

■ Johannes Paul II.:
Die für mich nachhaltigste Enttäuschung war die geradezu systematische Bekämpfung der Theologie der Befreiung.



Johann Pumhösl:
alban